

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Von 1906 bis 1926 in der deutschen Südwest-Ecke**

**Gugelmeier, Erwin**

**Karlsruhe, [ca.1939]**

1915-1918

[urn:nbn:de:bsz:31-324231](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324231)

## 1915—1918.

Im weiteren Verlauf des Krieges begannen sich Mängel an notwendigen Gegenständen des täglichen Bedarfs einzustellen. Alles hing von der Ernte ab, Zufuhren von außen waren abgeschnitten. Anfangs kam noch mancherlei aus der benachbarten Schweiz. Aber die S. S. S. (société surveillance suisse), die von dem Feindbund eingerichtet wurde, bezog die Schweiz in das Blockadesystem der Feinde ein, beseitigte die wirtschaftliche Neutralität der Schweiz und zwang sie zur Reverenz vor diesem Geflügelhut, da sie selbst von den Zufuhren aus Übersee abhing.

Diese Einschränkung Deutschlands stellte das Land vor völlig neue Aufgaben. Den Städten und Ämtern oblag die Versorgung der Bevölkerung mit allem Nötigen. Der Bürgermeister mußte Kartoffeln, Fett, Öl, später auch Kleider und Schuhe beschaffen und verteilen. Besondere Fürsorge erforderte die Bereitstellung von Milch. Durch Verhandlungen mit der Schweiz gelang es, ein bestimmtes Quantum von drüben zu bekommen. Es reichte aber bei weitem nicht aus. Die Stadt erwarb daher ostfriesisches Vieh, das neben dem gewohnten braungefleckten Oberbadischen und Simmenthaler Schlag in seinem sauberen Schwarz-Weiß reizvoll genug auffiel. So war wenigstens für die Säuglinge gesorgt. Alle Nah-

rungsmittel waren mit der Zeit nur gegen Karten zu haben, also streng rationiert. Die Rationen an Fleisch, Brot und Kartoffeln wurden immer kleiner. Eier kamen erst wieder nach dem rumänisch-serbischen Feldzug aus dem Balkan.

Auch die Heimat hat der Front im Ertragen von Entbehrungen vielfach nicht nachgestanden. Das Schlimme war aber, daß die Verhältnisse sehr ungleich waren. Es gab einige Gegenden in Deutschland, bei denen von Mangel wenig zu spüren war, während die meisten der Not jeden Tag ins Auge schauen mußten. Und es gab „Samsterer“, die sich trotz aller Aufsicht hintenherum gegen gute Preise verschaffen konnten, was sie brauchten. Die Zwangswirtschaft — das zeigte sich deutlich — hat da ihre Grenze, wo die Not größer ist als die Angst vor dem Erwischtwerden. Glücklicherweise hielt wenigstens die Mehl- und Brotversorgung einigermaßen stand. Was aber der Ausfall einer Kartoffelernte bedeutet, das konnte man im „Kübenjahr“ erleben.

Dadurch, daß die Leitung der Gemeinde und die des Kreises in einer Hand lagen (seit 1910), war in mancher Beziehung ein Ausgleich der Gegensätze zwischen Stadt und Land möglich, die sich aus der Natur der Dinge ergeben hatten. Mußten doch die Städter neben den rationierten Lebensmitteln, die sie auf Karten erhielten, weitere beschaffen, um leben zu können. Eine Völkerwanderung ergoß sich daher von den Industriegemeinden in die Bauerndörfer, und bald schlossen die Bauern ihre Türen, um nicht selbst in Not zu geraten. Neben der Zwangswirtschaft und gegen das Gesetz entwickelte sich ein blühender Schleichhandel, und vor allem die Kinder bevölkerten die Landstraßen mit ihren kleinen Milchännchen und Körbchen, vor jedem Gendarm oder Polizisten sich vorsichtig flüchtend.

Als im letzten Kriegsjahr ein Lörracher Bürger eines Tags gegen Abend auf die „Lücke“, die Pashöhe zwischen Wiesen- und Kandertal, kam, fand er dort ein weinendes Bublein, dem ein Gendarm sein Milchkännchen weggenommen hatte. Erbärmlich jammernd erzählte das Kind dem mitleidigen Bürgermann, es habe mit großen Schwierigkeiten für seine kleinen Geschwister ein wenig Milch in Hammerstein bekommen, und nun müsse es mit leeren Händen nach Hause. Der Mann wollte helfen und sah nach dem Gendarmen aus, den er dann auch weiter unten auf der Straße gehen sah. Plötzlich blieb der Hüter des Gesetzes stehen, sah sich um und bückte sich am Straßenrand nieder. Dann zog er weiter. Der Mann nahm das Bublein an der Hand und wollte dem Gendarmen nachlaufen, um ein gutes Wort für das Kind einzulegen. Als er an der Stelle vorbeiging, wo der andere sich gebückt hatte, fand er in einer Straßendohle das Milchkännlein stehen, aber nicht nur dieses, sondern auch einen beschlagnahmten Laib Brot und ein Stück Speck!

Dieses kleine Erlebnis zeigt, wo die Grenzen der Zwangswirtschaft liegen. Kein Zweifel, daß die Gendarmerie durchweg brav und treu ihrer Pflicht nachkam. Aber die Mannschaften hatten auch hungrige Kinder zu Hause; das erklärt manches und mag es auch teilweise entschuldigen.

Was hier im Kleinen zu beobachten war, das zeigte sich dem Kundigen im großen. Manche Rohmaterialien der Industrie waren zwangsbewirtschaftet. Namentlich Wolle und Baumwolle wurden der Textilindustrie knapp zugemessen. In der Hedemannstraße zu Berlin erfolgte die Verteilung. Aber Berlin war weit weg vom Wiesental. Es war nur natürlich, daß es anderen manchmal besser gelang, für ihre Fabriken Rohstoffe zu bekommen als den oberbadischen Fabrikanten.

Als im Sommer 1917 der Vertreter Oberbadens im Reichstag, der weitbekannte und mir persönlich und politisch nahe-  
stehende Abgeordnete Dr. Blankenhorn von Müllheim, ge-  
storben war, trug man mir das Mandat an. Daß ein solches  
Angebot einem tätigen Mann reizvoll erscheint, braucht nicht  
ausgeführt zu werden. Dazu kam die Überlegung, daß ange-  
sichts der Lage der Kriegswirtschaft ein kundiger Vertreter  
in Berlin manches für Stadt und Bezirk tun konnte. Das  
Bedenken, das ich hatte, bestand darin, daß im Fall meiner  
Wahl meine parteipolitische Ungebundenheit verlorengehen  
musste. Ich machte deshalb die Annahme des Angebots von  
der Entscheidung des Gemeinderats und Bürgerausschusses  
abhängig. Der letztere tagte, nachdem der Gemeinderat zu-  
gestimmt hatte, am 2. Juli 1917. Zunächst sprach Herr Schwab,  
dem ich politisch nahestand, und empfahl die Zustimmung. Die  
übrigen Mitglieder gaben ähnliche Erklärungen ab. Der Ver-  
treter der Handelskammer schloß sich an. So wurde ich dann  
gewählt.

Die Arbeit im Reichstag durfte jene in der Heimat nicht  
zu sehr stören. Mit den immer langsamer und schlechter fahren-  
den Zügen fuhr ich meistens am Samstag von Berlin zurück,  
um am Sonntag und Montag in Lörrach zu sein. Vortreff-  
licher Vertreter des Bürgermeisters war der erfahrene Ge-  
meinderat Gottlieb Say, der den Beinamen „Fürst von Bul-  
garien“ hatte (er wohnte im Stadtteil „Bulgarien“). Die Ob-  
hut für die technischen Werke der Stadt lag in den fürsorg-  
lichen Händen des sachkundigen und getreuen Stadtrats Kern.  
Immer war es eine Erholung, von der Hauptstadt nach Hause  
fahren zu dürfen, wo die Front näher und die Stimmung  
ernster war als in der vergnügungssüchtigen Großstadt. Bald  
aber war mir klar, daß mir die parlamentarische Arbeit nicht  
lag. Ich fand, daß man es draußen bei der praktischen Arbeit

mit der Verantwortung genauer nahm und daß sie viel mehr Befriedigung bot, die zum wenigsten ich im Reichstag selten empfand. In meiner früher veröffentlichten Schrift „Das schwarze Jahr“ (gemeint ist 1918) ist dies näher geschildert.

Zu einem besonders eindrucksvollen Werk über Lörrach im Kriege wurde das Gedenkbuch für die 553 Gefallenen der Stadt. Jeder, der es besitzt, wird es sicher von Zeit zu Zeit in die Hand nehmen. Nie wird er es ohne tiefe Bewegung wieder weglegen.

Ich habe schon geschildert, wie nahe der Stadt die Kämpfe am Anfang des Krieges sich abspielten. Die Jahre darauf hörte man zwar immer wieder den Donner der Kanonen im Oberelsaß, aber es handelte sich dabei um örtliche Kämpfe, nicht mehr um große operative Kampfhandlungen. Dafür kamen nun die Flieger. Am 10. Oktober 1916 vernichtete eine Fliegerbombe zum erstenmal ein Menschenleben in Lörrach. Es war ein unschuldiges Kind! Ihm folgten später auch Erwachsene. Im allgemeinen war der Besuch feindlicher Flieger im Verhältnis zur Frontnähe dennoch nicht allzu häufig. Es ist anzunehmen, daß die schwierige Grenzlinie die Franzosen vom stärkeren Einsatz der Flugzeuge abhielt. Sie gerieten zu leicht in Gefahr, Schweizer Gebiet zu treffen, wenn sie die Stadt bombardierten. Die Vollmondnächte aber waren immer voll Sorge. Wenn die Fliegerabwehr in Tülingen in Tätigkeit trat und feindliche Flugzeuge beschoss, war die Stadt wie ausgestorben. Die Abwehr konnte mit den damals noch unvollkommenen Mitteln meist nicht verhindern, daß die Flieger ihre verderbenbringenden Bomben über der Stadt abwarfen.

Im letzten Kriegsjahr wurde die Tülinger Höhe als Teil der Hindenburglinie befestigt. Eine Drahtseilbahn wurde von

der Wiese aus hinaufgeführt. Betonstellungen für Artillerie wurden angelegt und schweres Geschütz hinaufgeschafft.

Alle leeren größeren Räume in der Stadt waren mit der Zeit Lazarette geworden. Diese füllten sich von der nahen Front immer mehr. Besonders die Gasvergiftungen brachten oft trübe Bilder mit sich. Dazu brach 1918 eine schwere Grippe-Epidemie aus. In dem kurz vor dem Krieg neu erbauten Realschulgebäude stand ein ideales Krankenhaus zur Verfügung. Viele sind aus diesem Gebäude, aus dem Frauenvereinsgebäude und den verschiedenen in den Fabriken errichteten Lazaretten wieder geheilt ins tätige Leben hinausgetreten. Andere, die ihr Leben hingeben mußten, sind auf dem Ehrenfriedhof der Stadt zur Ruhe gebettet: Draußen am Wald und Berghang in friedlicher Einsamkeit!

Der Gedanke des „totalen“ Krieges, der heute selbstverständliche Voraussetzung jeder Kriegsvorbereitung geworden ist, war zu Beginn des Völkerringens noch völlig unbekannt. Erst im Laufe des Krieges traten neben die militärischen auch wirtschaftliche Maßnahmen. Die Nahrungsmittelversorgung des Meeres war geordnet, die der Heimat konnte nur unvollkommen durchgeführt werden, da nichts vorbereitet war und Reserven fehlten. Die „Zwangswirtschaft“ war nur eine Behelfslösung; für eine solche hat sie verhältnismäßig gut funktioniert. Für die Rohstoffwirtschaft der Industrie war ebenfalls vor dem Krieg kaum Vorsorge getroffen. Auch sie konnte nur sehr unvollkommen durchgeführt werden, zumal das Volk, soweit es nicht bei der Fahne stand, erst zum Gedanken der Wirtschaftsgemeinschaft erzogen werden mußte.

In den beiden letzten Kriegsjahren wurde durch das „Sindenburg-Programm“ die Zusammenfassung aller in der Industrie und dem Gewerbe Tätigen versucht. Da aber scharfe



Schloß Kotteln.

Gemälde von Professor Hans Adolf Bühler, Karlsruhe.



militärische Maßnahmen dabei vermieden wurden, war man darauf angewiesen, Preis- und Lohnerhöhungen zu gewähren, um eine stärkere Anspannung der Kräfte zu erreichen. Die sogenannten Selbstkostenverträge, die den Lieferungsausträgen zugrunde lagen, nahmen den Unternehmern jedes Interesse an niedrigen Kosten für Material und Lohn. Junge, kaum der Schule Entwachsene bekamen unverhältnismäßig hohe Löhne, um sie gleich in ein scharfes Arbeitstempo zu bringen. Der Vergleich der draußen an der Front stehenden Soldaten mit den zum Teil übermäßig hoch bezahlten Arbeitskräften in den Munitionsfabriken mußte bei den Soldaten Mißmut und Unzufriedenheit erwecken. Zudem war uns allen noch nicht klar geworden, daß die höheren Löhne teilweise mit der Inflation zusammenhingen, die damals schon begann, und gegen die nur wenige mit dem Vorschlag, schon im Krieg die Steuern wesentlich zu erhöhen und namentlich die Kriegsgewinne zu belasten, vergeblich anzugehen versuchten. So wirkte vieles mit, um allmählich eine schlechte Stimmung im Volke zu erzeugen. Oft genug ist das von berufener Seite geschildert worden. Es wurde auch eingehend untersucht und nachgewiesen, daß man in der Abwehr solcher Stimmungen nicht energisch genug war. Die Zerrissenheit des Reichstags, dessen Parteien man schonen wollte, um die „Einigkeit im Innern“ zu erhalten, machte solche Maßnahmen unendlich schwer, fast unmöglich, da die politische Führung selbst den zielklaren Weg nicht fand, der notwendig war, wenn ein ganzes Volk zur Geschlossenheit gebracht werden sollte.

Über den Ausgang des Krieges, die Ursachen und historischen Vorgänge des Zusammenbruchs ist eine Flut von Darstellungen veröffentlicht worden. Ich selbst war in den Tagen der Auflösung der ordnungsmäßigen Befehlsgewalten

bei der II. Armee bei Maubeuge und fuhr, als die Abdankung des Kaisers am Sonnabend, dem 9. November, bekannt wurde, alsbald zum Großen Hauptquartier nach Spa. Auf dem Wege dahin verbrachte ich die Nacht in Namur und erlebte am folgenden Tage, einem sonnenklaren Sonntag, den letzten (englischen) Fliegerangriff auf diese Stadt. Am gleichen Tag kam es zum Waffenstillstand. Im Maastal war bei den deutschen Etappentruppen die Revolution schon hell aufgelodert. Als ich um Mitternacht in Spa ankam, empfing mich in dieser Stadt, in der ich wenige Tage vorher die Ehre hatte, am Abendtisch des Generalfeldmarshalls von Gindenburg teilzunehmen, ein Mitglied des Soldatenrates in herausfordernder Haltung, die Mütze schief auf dem Kopf und die Hände in den Taschen. Die Erde schien aus den Fugen: Deutsche Truppen meuterten! Auch was wir über den Waffenstillstand, über die Vorgänge in Kiel, Berlin, München usw. hörten, ließ das Herz erzittern: Eine graue Zukunft vor uns! In der Hand unerbittlicher Feinde! In Gefahr, daß durch sie das zermürbte Reich in einzelne Teile zerrissen würde! Wir sahen im Geiste dieses unglückliche Vaterland wie ein hilfloses Geschöpf vor uns!

Das Hauptquartier unter der Führung von Gindenburgs hatte sich entschlossen, den politischen Zustand als gegeben anzusehen, die Armee zurückzuführen und im neuen Rahmen die Ordnung und Sicherheit in Deutschland wiederherzustellen. Die grundsätzliche Linie war damit entschieden. —

An mich trat die Frage heran, ob ich nach Berlin, wo ich kurz vorher den Posten eines Unterstaatssekretärs hätte übernehmen sollen, oder nach Lörrach fahren sollte, d. h. in die Politik oder in die Verwaltung, in die Zentrale oder in die Lebensfront. Die Entscheidung war rasch getroffen: Es

galt jetzt, durch praktische Arbeit für die Erhaltung alles dessen sich einzusetzen, was uns wertvoll und teuer war. Daher fuhr ich am Abend des 11. November mit dem ersten Zug, der von Spa abfuhr (nachdem infolge der Revolution der Eisenbahnverkehr unterbrochen war), nach Köln und von dort nicht, wie meine Reisegefährten, nach Berlin, sondern nach Lörrach. Damit waren meine Zelte in Berlin und in der großen Politik endgültig abgebrochen. In Karlsruhe unterbrach ich kurz und verschaffte mir in den Ministerien ein Bild von der Lage in Baden. Neue Männer saßen dort auf den Ministerstühlen — und neue Gesichter empfingen mich auch in Lörrach neben den bekannten.